

Leben!

Es war das blanke Elend und es war ein Rausch – dieses Leben.

Hingeschleudert. Zu Trümmern. Das Mädchen streng verkapselt. Trotzdem Leben, Leben. Tobendes Leben! Wasser stürzte ihr aus den Augen, rann aus der Nase. Der Mund schmerzverzerrt. Ein schluchzender Anfall, konvulsivisch in ihren neuen, engen Körper gesperrt. Krümmte ihn unbeweglich. Dieser Schmerz, diese Schönheit waren kaum auszuhalten. Du sitzt im Trauergrund angeschmiedet und das Leben zerreißt Dich, zerfetzt Dich! Leben! Leben!

Da gab es die vielen anderen jungen Menschen, die unterschiedlich erstarrt, unterschwellig lebensgierig auf der Station des Krankenhauses ihr ungeliebtes Dasein fristeten. Ab und zu verließ einer die Gefngnisinsel endgültig. Er hatte draußen, in der Welt der anderen, die im Allgemeinen nur gedämpft hereinschwappte, einen Strohhalm gefunden, an den er sich klammerte. Die Heirat mit einem Mädchen seines Dorfes, das er schon von der Schule her kannte, und das per Heirat mit einem Krüppel die Rolle der Dorfmrtyrerin übernahm, von allen bewundert, weil sie sich das Kreuz dieses lahmen Menschen geschultert hatte. Oder eine Berufstätigkeit, die der Lahme verzweifelt und unter vorzeitigem Verschleiß seiner mageren Kräfte auszuführen begann, hartnäckig bis zu seinem Ende. Er war ja so ein brauchbares Rädchen im Getriebe unserer Gesellschaft geworden!

Zurückgekehrt in die Gemeinschaft derer, die ihn nicht wollte.

Und das Mädchen? Es weigerte sich beharrlich. Nie ausziehen aus dem vermeintlichen Schutzraum des Krankenhauses. Niemals mehr. Das stand fest. Darauf würde sie alle ihre Energie verwenden, und die war grenzenlos! Aber sie entdeckte auch sich selbst allmählich, das war wichtig. Eigentlich das Wichtigste. Nur das. Nur sie. Ihre Wut, ihre Anmaßung! Ihre berserkerhafte Kraft!

Sie entdeckte die freche Unbedingtheit ihrer Forderungen und Ansprüche und – ihre Hirnlust. Die war es, die sie immer mehr in Bann schlug. Allem sonst verweigerte sie sich. Sie kochte über vor Wissensdrang, Ungeduld, Erkenntniswut und Verwirrung und Verzweiflung. Nietzsche las sie, ihr Vater hatte ihr als Kind schon einen alten roten Band geschenkt, den er im Krieg mit sich herumgeschleppt hatte – „Also sprach Zarathustra“ –, und den „Faust“, aus dem der Vater bis zu seinem Tode immer wieder den Osterspaziergang zitierte, dieses Stück Erweckung, an dessen Wirklichkeit er nicht glaubte. Aber die Worte hatten auch ihn verfehrt. Sie las griechische Philosophen und ackerte sich mühsam durch die Hochbeete ihrer Gedankenwelt. Sie wand sich durch die deutsche Romantik und verstand nicht so recht, was das sein sollte. Nur die Märchen Brentanos, die Märchen waren klar, betörend und lebendig. Waren einsames Leben. In der frommen Stube. In der heiligen Natur. In der tödlichen

Natur. Im duftigen Klang kunstvoller Wörter. Danach kam der „Sturm und Drang“ an die Reihe – ja, diese Wucht, diese Kraft im Untergang, die konnte sie spüren. Das Aufbäumende, Schöpferische, Zerstörende, Platzgreifende, das wurde jetzt immer mehr das Ihrige.

Zusammen mit ihrer Freundin Renate entdeckte sie beharrlich die Welt, in der Körper keine Rolle spielten. Bewegung musste ja nur im Kopf stattfinden. Das genügte. War das einzig Bedeutsame! Denn diese Bewegung war mächtig, frei von Erdschwere und mit Zugriff auf alles, alles! Da gab es viel einzusammeln für zwei emsige, ungehemmt herumstrudelnde Eichkätzchen, die sich gierig alles anfraßen. Das merkten die beiden bald und genossen es immer mehr. Dieses schrankenlose Spielfeld für Kopfvagabundinnen ließ sich ausbauen. Atemberaubend und beflügelnd – diese gewaltigen Aussichten auf leuchtende Ebenen, ungeahnte Räume, die man besetzen, berauben, brandschatzen konnte! Und so begaben sich das Mädchen und seine schöne Freundin auf eine maßlose Entdeckungsreise, auf Raubzüge, von denen sie sicher waren, sie würden ihr ganzes Leben andauern, würden sie erhöhen, auf erhabenen Wellen fortspülen, über alles hinwegtragen. Weg, weg von allen Schrecken? Oder hinein ins Zentrum? Ja, das glaubten sie.

Die Krankenhausbibliothekarin war eine willfährige Komplizin. Die froh war, dass wenigstens zwei Insassinnen ihre Schätze würdigten, sie verschlangen. So kam sie, eine unauffällige kleine Frau mit dicken Brillenaugen zweimal in der Woche mit ihrem Bücherwägelchen und lieferte schwierige Denker, Freud und die gesamte Psychoanalyse, Buddha, Laotse, Dostojewski und die übrige Literatur der Welt und auch glänzend schöne Kunstbücher! Blätterte den ganzen kostbaren Luxus hin als wäre es nichts. Und sie konnten ungehindert zugreifen. Prassen! Gemeinsam entdeckten sie die Bilder van Goghs, seine seelenverbrennenden Weizenfelder, seine aufgepflügten Blauhimmel. Gauguin und seine trägen Frauen in geschmolzener Landschaft, alle die blauen Pferde und roten Rehe, die rollenden Häuser und die gelben Mädchen am See. Mit dem Vater des Mädchens besuchten sie – wenn sie an Wochenenden und Feiertagen wieder Ausgang von der Station hatten – jede der großen Münchner Kunstausstellungen, sammelten bunte Kunstpostkarten, bis ihre dürftigen Nachttischchen im weißen Krankenzimmer davon überquollen.

*

Und sie wagten sich immer weiter hinaus. Nach Wien. Sogar nach Italien. Vom Gardasee aus wollten sie nach Venedig fahren mit dem Vater und der Mutter. Alle vier mit zwei Rollstühlen in dem kleinen roten VW. Auch der Bungalow, in dem sie für einige Tage am See hausten, war nicht viel größer. Die Mutter jedoch entschied sich plötzlich für das Rasten am See, wollte sich genüsslich in

die Sonne setzen, faul sein, sich erholen, sagte sie. Da zogen die drei alleine los, weiter nach Süden. Venedigs Biennale, die berühmte Ausstellung moderner Kunst, war der Zauberort, der für die beiden Freundinnen intellektuell und ästhetisch anspruchsvolle Genüsse bereithielt, kunstbeflissen wie sie geworden waren.

Erste Station – ein Riesenparkplatz, auf dem schon einige Autos aus München standen. Und jetzt? Jetzt auf das unberechenbar kokett schaukelnde Boot, das hier als Straßenbahn diente. So wie damals, als sie noch das schüchterne Kind war. Mit beiden Mädchen im Rollstuhl und der Vater ganz allein. Aber es ging. Denn der Vater war jung und kraftvoll und hatte Lust, alles zu ermöglichen. Seine Geschicklichkeit im Umgang mit Rollstühlen erreichte gelegentlich akrobatische Dimensionen: Den Rollstuhl nach hinten kippen, so dass die Vorderräder sich über die Schwelle heben, sie jenseits der Schwelle abstellen, dann die Hinterräder über die Schwelle und - hopp! – in Sekundenschnelle. Dann den zweiten Rollstuhl. Schon fuhr das Boot tänzelnd wieder los. Sie hatten es geschafft, ohne den schwimmenden Straßenbahnfahrplan lahmzulegen. Als das Mädchen dicht neben dem Rollstuhl der Freundin stand, ihr der Fahrtwind ins Gesicht blies, so dass sie die Augen leicht zusammenkniff, aber die Seele sich staunend öffnete, als die leichten, manchmal hüpfenden, schlingernden Wellenbewegungen sich über den Rollstuhl bis in ihren Körper fortsetzten, da war sie sicher, dass sie alles im Leben erreichen würde. Alles. Die alten gotischen Paläste zogen vorbei, sonnengrell, oxsenblutrot, oder gelb bräunlich abblättern, das brackige Wasser, die fischigen Düfte, die schon so viele Venedig-Begeisterte beschrieben hatten. Aber was bedeutete schon Literatur in diesem Augenblick. Um sie und in ihr war pures Leben! Es war ihr Leben! Und sie war in diesem Moment eingedrungen in ein Paradies – von dem sie geglaubt hatte, es würde nur mehr den anderen gehören. Schließlich erreichten sie den Ort der Biennale. Den Höhepunkt, den sie sich vorgestellt, sich überdimensional ausgemalt hatten. Das Eintauchen in die Kunst. Das Aufgehen im Schauen. Hier einige Bilder von ihnen unbekanntem Italienern, da ein paar Stelen aus rotem Stein, gewöhnungsbedürftig, rätselhaft und da vorne – der deutsche Pavillon. Sie rollten hinein und es traf sie wie ein Schlag: Aus den Bildern des deutschen Malers Antes schauten sie ihnen entgegen, die Kopffüßler! Nichts als ein riesiger Kopf und kleine unbedeutende Beine dran, Füßchen. Archaisch, mit blickstarrten Augen und monumentalen Nasen. Abbilder dessen, was sie geworden waren: der Kopf, die Kopf-Gottheit, die keine Füße braucht, um sich die Welt zu erwandern, erträumen, erfüllen, aneignen, erobern, her austreiben, erschaffen! Da lachten sie beide, zwei beglückte Irre, von niemandem verstanden, aber erstmals – wenn auch vorübergehend – sich selbst erkennend, sie selbst geworden: Es gab sie! Sie

existierten. Sie waren nicht nichts, sie waren völlig normale Kopffüßler und als solche ganz und heil und göttlich!

Und wieder hinauf auf das Straßenbahnboot mit den beiden Rollstühlen. Den ganzen Tag und viele Tage hätte das Mädchen so weitermachen mögen: Im Fahrtwind des Bootes, der ihr warm ins Gesicht wehte, die sonnenblitzende Wasseroberfläche, verwoben mit den Palästen, auf deren Fassaden dieses Wasser sich in feurigen Zeichen spiegelte, an deren Fundamente es mitleidslos und unfeierlich klatschte und anrannte, die summenden Geräusche der Schiffsmotoren und der Menschen, der Farbensog und die triumphal vorüberziehenden Schneckenformen von Santa Maria Salute, sich auflösend im Sonnenglitter, Traum und gefeierter Untergang und Lebenstaumel. Und nachdem das Mädchen weich geworden war nach vielen Stunden sie verwandelnder, durchbohrender, großzügig verwehender Schönheit, kehrten sie zurück zum riesigen, asphaltierten, vom täglichen Touristenabfall übersäten Parkplatz, zurück zur Banalität und in die stickige Luft des kleinen, von der Sonne aufgeheizten VW Käfers. Aber der Traum war nicht zerstörbar. Er hatte sich in Energie verwandelt, ein gebündelter Wille, eine klare Kraft hatte sich heraufgeschoben. Und vorwärts. Vorwärts!

Verbotene Sehnsucht

Als sie damals mit 15, nach dem Eintritt der Behinderung, nach der verheerend rasch wirkenden Lähmung ihres Körpers, dem Einbruch, dem Überfall auf ihre Beweglichkeit, ihre Sinne, ihre Gefühle, allmählich wieder zu sich kam, war alles weg. Was war sie nun, wer war sie? Ein Nichts. Ein Nichts hatte keine Sehnsüchte. Konnte keine haben. Konnte sich keine erlauben. Und falls man, wenn man Sehnsucht verspürt, irgendwie auch auf Erfüllung wartet, was schon sollte sich bei ihr erfüllen? Sehnsucht war ein Luxus geworden. So ähnlich wie Melancholie. Bei ihr waren Ausweglosigkeit und Verzweiflung angekommen, sonst nichts. Sie schrammte dem Tod entlang. Eine klare Linie. Schnörkellos und direkt.

Als der Tod überwunden war, konnte sie sich Sehnsüchte trotzdem nicht leisten. Die anderen konnten das. Sie nicht. Nie mehr. Was aber dann? Was anstelle dessen? Konkrete Wünsche? Auch nicht. Ausloten, was überhaupt noch ging. Die magere Sichtung kaum vorhandener Möglichkeiten – nicht diese gauklerischen, poetisch verwaschenen Sehnsüchte, mit ihrem Anteil an „Suchen“ und „Sucht“.

So verbot sie sich lange Zeit alle Sehnsüchte. Sehnsucht fand in ihrem Leben nicht mehr statt.

Und doch, wider Erwarten, ihrer Weigerung zum Trotz: da war sie plötzlich. Hat sie eines Tages einfach angesprungen.

Sie stand an einem sanft zum See abfallenden Hang voll blühender Apfelbäume, die milchrosa aufschienen, darunter ein Teppich von Wiesenschaumkraut in weiß und hingehauchtem Lila – eine Pracht, die sich hinunter bis zum See ergoss. Ein Genuss von herzerreißender Wucht und Zartheit zugleich.

Gierig ertrank sie in dem rosigen Licht und dem wehenden Lila und der sanften Bewegung der träge ans Ufer plätschernden Wellen von weicher, gelblicher Durchsichtigkeit. Das war sie also, die Sehnsucht. Nein, keine Sehnsucht. Es war nur ein Moment, dieser eine Moment absoluten Glücks, in dessen wonnigem Bild sie untergegangen war. Doch im Gefolge dieses Glücks war auch die Sehnsucht da, dieses leicht ziehende Wollen, dieses fast schmerzhaftes Wünschen, dieses Sehnen nach – ja, nach was, nach was eigentlich? Diese quälerisch drängende Verheißung.

Und dann ging sie wieder, die Sehnsucht, hat sie liegengelassen und ist einfach weitergezogen. Wohin wusste sie nicht, aber weg, weg von ihr. Ausnüchterung. Und Du weißt nicht, was schlimmer ist, dass sie Dich verlassen hat, oder dass sie vielleicht wiederkommen wird.

Und irgendwann kommt sie wieder. Unvermittelt. Umtänzelt Dich, umschmeichelt Dich, verwirrt Dich. Sie nennt kein rechtes Ziel und will doch Erfüllung, ist eine Sirene, gefährlich gerade in ihrer Unbestimmtheit, ihrer absichtlich verunklärten, verklärenden Erscheinung. Riesig ist sie. Wünsche gebiert sie. Sie ist ein ungeheures Versprechen. Die Sehnsucht eröffnet ihr berückendes Panorama, verheißt das Unbekannt-Bekannte, das Unwirkliche auch, ganze Galaxien und Universen. Und lässt Dich dann fallen. Da stehst Du wieder in Deiner Nüchternheit, bist ein Tor, genau so klug als wie zuvor.

Was hat sie Dir eigentlich gezeigt, die Sehnsucht? Etwas Überweltliches, Spirituelles, Metaphysisches? Gläubige Menschen sehen in der Sehnsucht einen Vorgeschmack auf Gott. Sie ist die Offenbarung des Herrn auf dem Berge Tabor. Der Tabernakel, der sich öffnet und das strahlende Geheimnis schauen lässt. So wie alle diese verkündenden Engel, diese außerweltlichen schwebenden Wesen. Sie versprechen das, was Du nie erreichst. Denn auch Gott ist ja nicht erreichbar.

Und da sie nicht in ewiger Anbetung verharren wollte, lehnte sie es ab, dieses überirdische Angebot. blieb nüchtern und realistisch: Ein Maler, der Gold malen will, braucht GELB dazu, die einfache, konkrete Farbe GELB. Doch das wiederum war ihr zu wenig glanzvoll. Sie liebte diese Bilder auf Goldgrund, dieses Schimmern und Gleißeln, diesen poetischen Hinweis auf etwas anderes. Etwas Größeres? Nein. Aber sie liebte diesen einen Moment des Glücks. Dieses

nicht zu Erklärende, das Unergründliche, nicht Ausmessbare. Darauf mochte sie nicht verzichten.

Doch sie wollte ebenso wenig in der Folgenlosigkeit ihrer Sehnsüchte ertrinken, sich darin verlieren. Also hielt sie die Sehnsucht in Zaum. Doch sie liebte es weiterhin, dieses leuchtende Gold, dieses Flirren und Flimmern und Glühen, dieses Weiche im Harten. Gold, dieses verführerische, unergründliche, poetisch erhöhende Material, das nichts bedeuten muss und doch schmerzlich wundersam erfahrbar sein kann.

Lob des Körpers

Sie hob den linken Arm langsam hoch. Leicht abgewinkelt. Spürte genussvoll, wie sich die Schulter spannte, ohne Anstrengung sich die Hand zu einer schwach gebogenen Schale dem Licht entgegenformte, als würde sie eine Gabe darreichen oder empfangen. Dann drehte sie langsam den Arm.

Rundgedrechselt war er, mit zarten goldenen Härchen bedeckt. Goldenes Fließ. Aber es war kein Fell, kein Flaum. Nicht flauschige, sondern biegsame Härchen, die sich in der Sonne glatt an die Haut legten, an die von der Wärme verwöhnte, sich geschmeichelt fühlende, fein geglättete Haut. Sonnengold.

Mit der Rechten stützte sie sich leicht vom Boden ab, um den Körper kräftig emporschnellen zu lassen. Dann setzte sie einen Fuß vor den anderen, tastend, staunend, die Unebenheiten unter dem dichten Grasbewuchs erkundend. Sie begann zu laufen. Zu springen. In federnden, rascher werdenden Bewegungen über die Wiese, dem Abhang zu.

Sie erreichte ihn und sah für einen winzigen Moment die ganze grell von der Sonne beleuchtete Ebene, das glitzernde Wasser des trägen Flusses, den fernen Wald, der den Blick hineinzog ins dunkle und dann wieder heller werdende Grün und – schon war sie in rasendem Lauf über den Rand des Abhangs hinweg, versuchte mit immer schnelleren Bewegungen ihren Körper vor dem Stürzen zu bewahren, schaffte es beinahe, bemerkte erregt die Gewalt der Schwerkraft – und – flog.

Flog. Folg ins Grüngold der Bäume, ins Blaugold des Wassers, ins Weißgold des Gestirns. Lichterfüllte Leere. Sternflocken wirbelten, Strahlenbündel schossen empor, sprühten kristallinen Gischt, aufschäumend, wogten, mäandern kreisend, drehten sie zu Spiralen, trifteten auseinander und öffneten hohe Weiten gegen ferne Nebel, ein brennendes Nichts. Sie flog.